

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 23

Artikel: Der bernische Speicher
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hestig unterbrach ihn Elsi: „Warum schämst denn du dich nicht? Du hast nicht einmal den Versuch gemacht, mir den Gefallen zu tun.“

„Elsi, ich tue alles, was du willst, wenn du gut bist. Ich habe mich so auf das heutige Fest gefreut, ich wollte dir so vieles sagen. Komm sei mein Schatz und des Schützenkönigs Bräutchen.“

„Nimmermehr!“ wehrte sie den sich Nähernden ab. „Sage mir erst, wo ist der Steiner Frik. Vorher hast du nichts bei mir zu suchen. Ich wenigstens werde mein Wort halten und ich tanze heute nur mit dem zuerst, der mir das Bodsgeweih zeigt.“

Trotz dieser entschiedenen Absage wollte Ueli die sich Sträubende umfassen. In diesem Augenblick knirrte in der entfernten Ecke der Laube eine Diele. Elsi schrak zusammen.

„Geh, laß mich allein!“ zischte sie.

Ueli kehrte nach dem Saal zurück. Nachdem er im Gang verschwunden war, wollte auch sie davoneilen, da fühlte sie sich heftig am Arm ergriffen und zurückgerissen.

„Elsi!“ rief eine leidenschaftliche Flüsterstimme, „Elsi, habt ihr nicht vom Steiner Frik gesprochen? Es ist mir, du habest zwei- oder dreimal seinen Namen gesagt.“

Elsi erkannte durch die dämmerige Schneehelle das Gesicht der kleinen Hellbach Trine. Scham und Unmut erfüllten sie bei dem Gedanken, daß die kleine Nebenbuhlerin das vorige Gespräch gehört haben möchte.

„Was geht mich der Steiner an? Es ist nicht meine Art den jungen Burschen nachzulaufen und andere bei ihren Heimlichkeiten zu belauschen,“ sagte sie spitz.

„Sei nicht böse,“ bat die Kleine, „mich plagt ein geheimes Leid, das ich vor den Leuten verbergen wollte, und so habe ich ganz ohne die geringste Absicht eure Zusammentunft gestört. Am Oktobermarkt vor vierzehn Tagen hat mir der Frik heimlich vertraut, er werde sich nächstens hinter den Wetterspizbock machen und mir am Schützenfest die Hörner bringen. Vorhin hörte ich aber zwei Burschen sagen, Frik sei nicht am Schießen gewesen, und man habe ihn überhaupt seit vier Tagen nicht gesehen.“

„Was! der Steiner Frik hat auch dir das Gernsgeweih . . .“ Bestürzt hielt die Fragende inne, da sie im besten Zug gewesen war, sich zu verraten. Schnell fuhr sie fort: „Wenn einer den Teufelsbock herunterholt, so wird es der Ueli sein. Ist es dem bis jetzt nicht gelungen, so glaub nur gar nicht, daß das dein Frik fertig bringt.“

Da die Trine so ganz mit ihren eigenen Gedanken erfüllt war, schenkte sie Elsis verräterischer Frage keine Beachtung. Vielmehr sagte sie: „Was liegt mir an dem Bock! Den wird der Ueli holen, und sonst keiner. Wenn ich nur Nachricht von Frik hätte! Elsi, du bist ein kluges,

verständiges Mädchen, dir darf ich vertrauen, daß der Frik mir gut ist. Eine unausstehliche Angst quält mich heute den ganzen Tag. Ich kann den Gedanken nicht los werden, es sei ihm etwas Schlimmes widerfahren. Denke doch, Elsi, wie würde dir zumute sein, wenn du deinen Ueli bei diesem schrecklichen Schnee in den Bergen wüthtest!“

Elsi war völlig ernüchtert und ließ die Veränderung auch im Ton ihrer Stimme erkennen, als sie trocken sagte: „Brauchst nicht gleich das Aergste zu fürchten. Unsere Burschen kennen den Berg und seine Lücken und wissen sich zu helfen,“ und unbewußt bediente sie sich einer Ausrede, die vom Gespräch mit Ueli her in ihren Ohren klang, indem sie hinzusetzte: „Er schämt sich seiner Grobthei und getraut sich nicht recht her. Aber die Liebe wird ihn schon zu dir treiben.“

Trine fühlte in ihrer hilflosen Angst nichts von der Gleichgültigkeit und dem Spott, die aus Elsis Worten tönten, sondern richtete ihr armes Herzchen an den vermeinten Trostsprüchen auf.

„Gebe Gott, daß es so ist,“ seufzte sie und bettelte zutraulich: „Aber gelt, ich darf bei dir bleiben und mich zu dir setzen? Allein darf ich nicht unter die Leute, sie würden mir die Angst ansehen und mich ausfragen. Vater und Mutter sind zuhaus geblieben, weil unser Jüngstes krank ist.“

Da Elsi keinen schicklichen Vorwand fand, ihr diese Bitte zu verweigern, ließ sie es geschehen, daß Trine den Arm in den ihren schlug, und so betraten die beiden unglücklichen Mädchen den Saal.

Eben wirbelte ein schneller Walzer die Paare durch den Raum. Ueli tanzte mit der Zwngart Rösi, die den Ruf genoß, die beste Tänzerin und die leichtfertigste Dirne zu sein. Elsi wollte nach dem eben Erlebten ihrem Schatz ermunternd zuzurufen, doch Ueli beachtete sie nicht. Wie von ungefähr stieß er, als er an Elsi und Trine vorbeikam, einen übermütigen Tschzer aus und lupfte seine Tänzerin hoch in die Luft. Nach dem Tanz setzte er sich mit ihr zu einer Gruppe junger Mädchen und Burschen, wo es am lautesten zuging, und half wacker mit. Nicht ein einzigesmal gelang es Elsi einen Blick von ihm zu erhaschen. Eine ärgerliche Stimmung, die an die Winkel ihres schönen, energischen Mundes eine häßliche Falte zeichnete, überkam sie. Sie ärgerte sich über Uelis lautes Wesen, über die widerwillig geduldete Trine, die mit ihren abwechselnd bangen und hoffenden Fragen sie belästigte, und über den Vater, der kräftig sein Mißfallen über Ueli äußerte, wie der sein Schützenpech zu vergessen suchte: das sei nicht eines rechten Jägers Art.

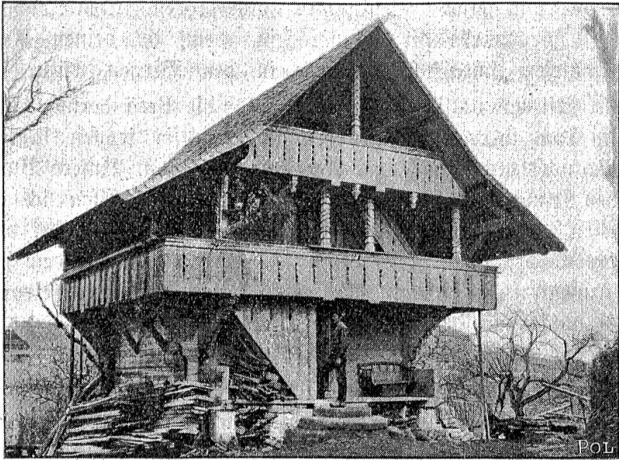
(Fortsetzung folgt.)

Der bernische Speicher.

In der Abteilung „Unterricht und wissenschaftliche Forschung“ unserer Landesausstellung, in Gruppe 55: „Kunstgeschichte“ sind 45 prächtige photographische Aufnahmen bernischer Speicher in Vergrößerung ausgestellt, die jeden Betrachter fesseln müssen. Man erkennt auf den ersten Blick, daß es sich hier um eine wertvolle Sammlung han-

delt, die durch planmäßige Arbeit zu einem ganz bestimmten Zwecke entstanden ist. In der Tat sind diese Aufnahmen ein Teil des photographischen Materials, das zur Illustrierung eines Buches über den bernischen Speicher bestimmt war. Das Buch ist soeben im Verlage des Polygraphischen Instituts in Zürich erschienen. Es wird ohne

Zweifel begeisterte Freunde finden. Der Verfasser, A. Stumpf, eidgenössischer Beamter, in Bern, hat in langjähriger gewissenhafter Arbeit ein nahezu komplettes text-



Elisried bei Schwarzenburg v. Jahr 1760.

Schwarzenburg-Guggisbergertyp mit reinem Satteldach, hier steil, oft auch flach. Neben den ausgeschnittenen Laubenbrüstungen bilden hier die originell ausgebildeten Pfosten (Stüd), hübsch geschnitten oder „zupfet“, eine Hauptzierde.

liches und photographisches Material über diesen Stoff zusammengetragen auf Wanderungen, die ihn kreuz und quer durch den ganzen Kanton führten in Dörfer und Weiler und in die verschwiegensten Tälerchen und Graben hinein, wo irgend ein alter Korn- oder Käsespeicher steht. Erst war es die Freude an dem dankbaren „Sujet“, die den Liebhaberphotographen hinführten vor die lieblichen Bauwerklein mit ihrem geschnitzten Zierart und ihren schönen Formen und Proportionen; dann packte den Sonntagswanderer das Interesse an der Verschiedenartigkeit und Formenfülle der zahllosen Speicher im Bernerlande herum und ein Eifer kam ihn an, die Dokumente einer guten Volkskunst in Abbildern zu sammeln, ehe bevor sie der raschen Neuzeit, die gegen alte Bauwerke unerbittlich wüthet, zum Opfer gefallen sein würden. So kam eine Sammlung von einigen Hundert Nummern zu stande, aus der das Stumpf'sche Speicherbuch eine Auswahl des Interessantesten bieten will. Das Buch enthält zu den hundert Illustrationen einen beschreibenden Text vom Verfasser und zwei kürzere Begleitworte, das eine von Prof. Dr. Weese, Lehrer der Kunstgeschichte an der Berner Hochschule, das andere von Dr. E. Friedli, dem Verfasser der trefflichen „Bärndütsch“-Bücher, die der kultur- und kunstgeschichtlichen Bedeutung der Publikation gerecht werden. Unsere Abbildungen sind ihm mit gütiger Erlaubnis des Verlages entnommen.

Der Kanton Bern hat dies jedem andern Schweizerkanton voraus: eine mächtige landwirtschaftliche Bevölkerung von ausgeprägter Eigenart, die dem Einfluß der städtischen Kultur immer noch erfolgreich standhält; ein Bauerntum unmittelbar vor den Toren der Stadt, das selbstbewußt und tüchtig die städtische Art nicht beneidet, sondern höchstens duldet. Wir Stadtberner werden uns dieser Tatsache meistens nur dann bewußt, wenn sie uns unangenehm berührt; wenn in den Ratssälen die klobigen Bauernschuhe den Takt klopfen: „Gäng e hly hü, aber nume nit gsprängt,“ recht oft zur Unzeit, wenn wir uns nach einem frischfröhlichen Tempo sehnen. Darum mag es uns nützlich sein, wenn wir diese Tatsache recht oft auch von der andern, der Sonntagsseite betrachten, um uns des Zustandes, so wie er ist, doch auch froh zu werden. Was wir Städter nicht entbehren möchten, das ist doch gewiß dies: an den Markttagen die lange Reihe der netten, sauberen

Bernerwägeli, die die Murten- und Laupenstrasse, die Engallee herein, den Nargauer- und Muristalden herab in die Stadt hineinfahren, die Landleute in elbem Halblein und im weißen „Chittelbrüstli“ darauf; die Köhlein und Kühlein mit ihrem Duft nach Stall und Weide, die sie uns von draußen hereinbringen, Erinnerung an schöne Landferien oder gar selige Jugendtage auf dem Dorfe wehend.

Und an Sonntagen da möchten wir um keinen Preis missen: das Ueberlandgehen an stattlichen Bauerngehöften vorbei, vorbei an Scheune und Stall mit dem appetitlich geflochtenen Düngerhaufen davor, an dem Wagenhopf vorbei mit dem plätschernden Brunnen darin, wo wir uns Stirn und Arme tauchen; unter den blühenden oder obstbeladenen Bäumen hindurch, durch tauglänzende Wiesen und abendföhle Wälder.

Was wir Städter von der Landschaft Gutes und Schönes haben, muß uns recht wirkungsvoll ins Bewußtsein treten, wenn wir unsere Museen und Kunsthallen durchwandern. Der Urquell aller Kunst bleibt doch die Natur. Und wie arm ständen wir nicht da ohne die Werke Jeremias Gotthelfs! Wie sind wir diesem urwüchsigsten und echtesten aller Dichter dankbar für seinen konservativen städtefeindlichen Geist, der ihn zum Herold und grimmen Kämpfer des Bauertums gegen das Stadttum machte! Er lehrte uns erkennen, welch ein unschätzbares Gut wir an der Einfachheit und Nüchternheit des Bauernvolkes in unserm Lande besitzen, wie aus dieser Quelle unser Volk die physischen und psychischen Kräfte nachschöpft, die ihm durch die städtische Kultur verloren gegangen sind. Auch das erkennen wir aus Gotthelfs Büchern, daß das spezifische Bernertum, die bedächtig kluge, gewissenhaft treue, ausdauernd zähe Art des Bernervolkes, an der auch wir Städter Anteil haben, in unlösbarem Zusammenhange steht nicht nur mit der Scholle, aus der wir die Nahrung ziehen, sondern auch mit dem Dach, unter dem wir oder unsere Väter geboren wurden. Es ist das breit ausladende, behäbige Dach des Berner Hauses. Die altalemannische Fähigkeit, die die erste Hoffstätte mit der Energie und Umständlichkeit des festen Willens zum ewigen Bleiben aufschlug, kommt in ihm deutlich zum Ausdruck.



Rüegsau, 1749.

Das Emmenthal zeigt die typische Form seiner Bauernhäuser mit breiten, abgewalmten Dächern und reich verzierten Lauben, behäbig. Die Bogenstellungen der Laubenpfosten, bei andern überdies eigenartige Verschalungen des Creppenaufganges, erzielen eine einheitliche Durchbildung der Vorderfront.

Man schließt gerne in den Begriff Bernertum das Intressiertsein am Materiellen, die Freude an Geld und Gut ein. Und gewiß mit Recht. Zeugen dafür sind eben diese

breitspurigen Dächer, die ja ihren Zweck, viel Hab und Gut, viel Vieh und viele Knechte und Mägde, aber auch viele Buben und Mädchen zu bewahren und zu heberbergen, deutlich ausdrücken. Ja, oft genug vermag ein einziges Dach diesem Zwecke nicht Genüge zu leisten. Ein richtiges Bernbauergehöfte ist eine Dreieit: Haus, Stöckli und Speicher. Der Bauer sieht seine Söhne, seine Enkel heranwachsen; er sieht die Wohnräume sich füllen; er sieht sich alt und überflüssig werden: ihm wartet das Stöckli mit den zwei kleinen holzgetäfelten Stübli, und dort wartet seiner der warme Ofentritt und die Pfeife und die Brattig zur abendlichen Unterhaltung. Das Stöckli ist sein Asyl, sein Zufluchtsort; zur Not tut es ein kleines Häuschen mit Backtufe und Remise im Erdgeschob, mit kleiner Wohnung und kleinem Estrich oben. Viel Aufhebens macht das Stöckli nicht; eine geschmückte Laube mit wilder Rebe übersponnen bis ans geschweifte Dach hinan, das mag genügen.

Ganz anders aber sind die Ansprüche, die bäuerlicher Stolz und bäuerliches Kunstbedürfnis — wir müssen leider beifügen: Kunstbedürfnis vergangener Zeiten — an das zweite Nebengebäude, den Speicher stellen. Der Speicher ist kein Vergnügungsbau, bewahre! Der Bauer, der Berner Bauer zumal, baut nur zu praktischem Zwecke. Es gab eine Zeit, da der Berner Bauer viel mehr Getreide pflanzte, als er heute tut; da er sein und der Städter Brot selber pflanzte. Da mußte er sich einrichten für den Kornhandel: er baute Kornspeicher. Die Kornspeicher wurden dann seine Schatzkammern. Man muß schon „Gott helf“ in die Hand nehmen, wenn man den Inhalt eines alten Emmentaler Speichers kennen lernen will.

Eines der schönsten Kapitel des unvergleichlichen „Anne Bäbi Jowäger“-Buches ist das Kapitel, in dem erzählt wird, wie Meneli erwarmt, wie das arme Mädchen, das dem Joggeli nichts als ein Paar gesunder arbeitsfroher Arme und ein liebewarmes Herz „eingekehrt“ hatte, allmählich das Herz der rauhborstigen Schwiegermutter gewinnt. Es war das schon ein Liebesbeweis für Meneli, als die Mutter die Speicher Schlüssel holte und zu ihm sagte: „Chasch cho!“ Meneli wehrt sich zuerst mit wohl berechneter Bescheidenheit, wie als ob die Ehre zu groß sei für die arme Schwiegertochter. Denn, so erklärte der Dichter: „Wie der König das Volk nicht in seine Schatzkammer führt, sondern

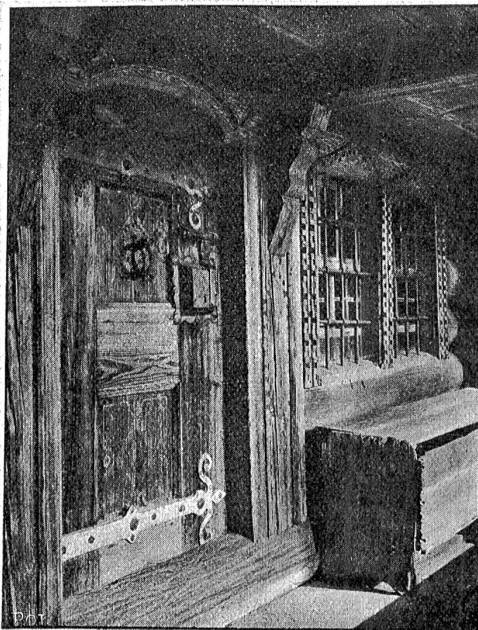


Niederbipp, 1721.

Der Oberaargau verrät schon starke Anklänge an das Aargauerhaus. Meistens kleiner, mit einfachem Satteldach, wirkt es ohne Verzierungen der Lauben durch die ruhige Form des Giebels und durch das Vordach über der Laube und Creppe.

nur dem Schatzmeister und bei guter Laune guten Freunden die Schätze zeigt, aber selten alle, so geht in den Speicher nur der Bauer und als Schatzmeisterin die Bäuerin,

und diese ist es denn auch, die jeweilen bei besonders guter Laune einer nahen Verwandten oder Schwester die Schätze zeigt, aber ebenfalls selten alle“ . . . „Der Speicher“, so



Rüderswil, 1663.

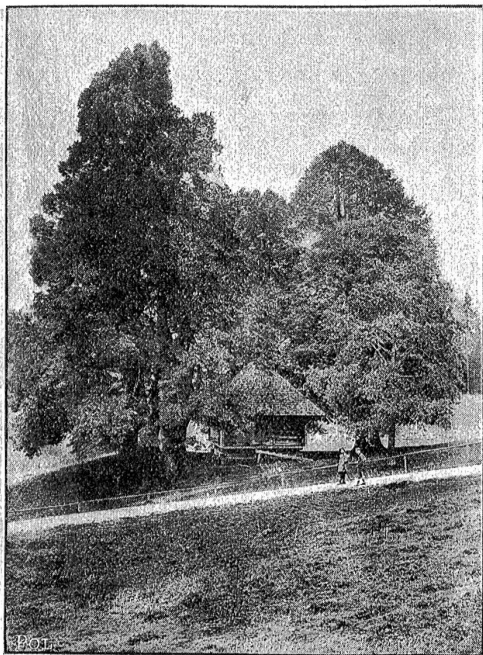
Türe mit reicher Bemalung, prächtigem Beschlag, Schloß und Klopfer, daneben mit Eisengittern und reicher Holzornamentik versehene Fenster.

beschreibt der Dichter weiter oben, „ist die große Schatzkammer in einem Bauernhause, deswegen steht er meist abgesondert vom Haus, damit, wenn dieses in Brand aufgeht, jener noch zu retten sei, und wenn das Haus zu brennen anfängt, so schreit der Bauer: „Rettit der Spycher, so macht d's Angere nit söoli.“ Er enthält nicht bloß Korn, Fleisch, gedörrtes Obst, Kleider, Geld, Borräte an Tuch und Garn, sondern selbst Wertschriften und Kleinodien; er möchte fast das Herz eines Bauernwesens zu nennen sein. Wenn Diebe Beute machen wollen, so brechen sie in den Speicher ein, nicht ins Haus, darum ist der erstere wohl verwahrt, gewöhnlich aus sogenannten Helbligen (unbehauene, der Länge nach in zwei Hälften geteilte Baumstämme) gebaut und mit starken und kunstvollen Schlössern wohl versehen.“

Meneli hatte noch nie in einen Speicher hineingesehen; es folgte darum mit vor Spannung klopfendem Herzen der voranschreitenden Mutter: „Anfangs sah es fast öde aus im halbdunklen Raume, einige Kleider hingen an Stangen und Korn lag im Kasten; aber wie die Hexe von Endor Tote aus Gräbern, ließ Anna Bäbi Schätze steigen aus Kisten und Kasten: Tuchrollen von allen Sorten, fertige Kleider und Wäsche, gesponnenes Garn und Spinnstoff, daß es Meneli fast übel ward und es einem Ausruf um den andern tun mußte, um Luft zu kriegen — und das Beste von allem, das Sätlein mit dem Klingenden, unter Backobst und Spreue verborgen, die zeigte Anne Bäbi ihm noch nicht. — Indessen legte es noch von der schöneren Leinwand zurecht für Hemden, schönen Halblein (aus Lein und Wolle) für ein Nieder, solides Schürzenzeug, und unter seinen Ritteln suchte es nicht den schlechtesten aus, für die Not, wie es sagte, ein neuer müsse dann noch sein, so für die gewöhnlichen Sonntage.“

So reich wie diese mögen nicht alle Speicher im Innern ausgestattet sein, heute nun schon gar nicht mehr. Die Speicher als Schatzkammern der bäuerlichen Haushaltung sind durch die moderne Wirtschaftsweise, die leichter in die

Hand gibt, aber auch leichter wieder daraus nimmt, ihres ursprünglichen Zweckes entfremdet worden. Gar viele stehen leer oder sind bloße Grümpelpflanzern geworden. Man



Waldmatt an der Schallenbergstraße, 1779.
Käsespeicher, meist mit prächtigen Baumgruppen umgeben.

pflanzt wenig oder kein Korn, keinen Flach, keinen Hanf mehr; das Geld trägt man auf die Kasse. Heute brauchen viele Bauern ihre Speicher als herbstliche Obstkammer, als Aufbewahrungsort für Geräte und alte Möbel. Rings um den Speicher hängen Werkzeuge: die Egge, die Rütthauen, die „Säuschrägen“, sind Reiswellen, Holzschetter, Laden aufgeschichtet; im Schopfanbau Schermen Pflug und Wagen.

Diese Wendung der Dinge bedeutet für die Speicher eine große Gefahr: sie werden überflüssig, da für diese Gegenstände das Bauernhaus oft Raum genug bietet und ein eigenes Gebäude dazu nicht vonnöten ist. Die häufig werdenden Speicher werden nicht ausgebessert; man will damit nicht noch Kosten haben. Ein Stück um das andere verschwindet so; bei Neubauten werden sie selten mehr errichtet.

Ein großer Schaden droht damit unserer Landschaft: unsere Dörfer und Gehöfte sollen in Zukunft des unver-

gleichlichen Schmuckes dieser zierlichen Holzbauten entbehren! Verschwinden sollten diese Schatzkästlein bäurischer Baukunst und Zeugen eines längstvergangenen außergewöhnlichen Kunstgeschmack unseres Landvolkes! Es ist ein großes Verdienst des fleißigen Photographen Stumpf, auf diese Kleinodien als auf einen höchst erhaltenswerten Schatz unseres Landes aufmerksam gemacht zu haben; ohne Zweifel wird die Heimatschutzbewegung die schöne und dankbare Aufgabe, uns die noch bestehenden Speicher zu erhalten, gerne übernehmen. Zum Glück besteht ja die Möglichkeit, daß durch staatliche Maßnahmen, die unserem Land eine bessere Getreide- und Brotversorgung sichern werden, die alten Kornspeicher noch zu Ehren kommen werden. Der Gedanke scheint mir nicht so absurd, daß in Zukunft die Kornvorräte unseres Landes, vielleicht werden es gar die selbstgepflanzten sein, in unseren Bauernspeichern aufgespeichert werden und nicht in neuen riesigen Lagerhäusern.

Einstweilen aber verdienen es die kleinen Bauwerke schon um ihrer selbst willen, daß ihre Existenz gesichert werde. Stumpfs Buch überzeugt uns davon unbedingt. Vor mir liegt das Bild des schönsten aller Speicher; er steht in Aeschi am Thunersee droben. Ich kann mir das Lusthäuschen einer Märchenprinzessin nicht schöner vorstellen. Das winzige Scheuerlein steht, ich möchte sagen bis zum Rinn versunken in hohem Strauch- und Krautwerk; es lugt mit seinen zwei reich mit Blumenornamentik bemalten Türen, mit feinen geschnitzten und mit Blumenbändern und zwei Bernerwappen geschmückten Stirnseiten knapp über das Grüne hinweg. Und in dieses „Gesicht“ hinein, hängen vom Dach, wie von einem Strubbelkopf die blonden Locken, laubgefüllte Ranken einer wilden Rebe herab, die das ganze Häuschen, wie beim Dornröschenschloß der Rosenbusch, überwuchert hat. — Und ein anderes Bildchen, ein Speicherlein aus Thal bei Hasle: Im umzäunten Wildnisgarten, überschattet von hohen Apfel- und Birnbäumen und umschmiegt von einem Zwetschgen- oder Pflaumenbäumchen steht ein stattlicher zweiläufiger Speicher. Die untere große Laube ruht auf einer Ladenwand, die den Zutritt zur Kellertür mit einer weiten Bogenöffnung freiläßt. Die obere kleinere Laube ist mit sechs gedrehten Säulen und fünf eleganten Bretterbogen mit der untern verbunden, die Laubentrekter sind natürlich reich ausgefäht. Die ganze Front atmet eine so reine und liebliche Harmonie, daß man es förmlich in den Ohren klingen hört wie von einem Volkslied.

Der Raum erlaubt es nicht, noch mehr Einzelheiten aus der Sammlung aufzuzeichnen. Ich verweise auf das Speicherbuch selbst. Wenn je von einem Buche, so möchte ich es vom Stumpf'schen sagen: Es sollte in keiner Berner Familie fehlen. H. B.



Aus der Schweizer. Landesausstellung



III. Bei den Fischen.

Um in die Hallen für Fischerei zu gelangen, läßt man sich am besten mit dem Ausstellungstram bis zur Haltestelle vor der Abteilung Luftschiffahrt führen. Ober man kommt vom unvergleichlichen Dörfli, geht an den Pavillons und den Baumstämmen aus der Jagd- und Forst- abteilung vorüber, zu dem hübschen, ansprechenden Fischhallen.

Das Interesse, das dieser Abteilung unserer Landesausstellung entgegengebracht wird, ist begründet. In einem

Land, wie das unsere, mit seinem natürlichen Reichtum an Seen und fließenden Gewässern wurzelt die Freude an der Fischerei von Alters her im Volk. Denn es wird wohl nur wenige Schweizer geben, die sich nicht wenigstens sportweise einmal im Leben mit dem Fischfang beschäftigt hätten. In volkswirtschaftlicher Beziehung aber spielt die Fischerei eine nicht zu unterschätzende Rolle. Zwar weiß noch keine Statistik zahlengemäß die Bedeutung des gesamten schweizerischen Fanges nach, und wahrscheinlich wird es auch